

Ralf Konersmann (Hrsg.)

Wörterbuch der philosophischen Metaphern

Studienausgabe

Wörterbuch der philosophischen Metaphern

Herausgegeben
von
Ralf Konersmann

Studienausgabe



Impressum

Die Publikation erfolgte mit Unterstützung des Wilhelm-Weischedel-Fonds der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Redaktion: Claudia Brede-Konersmann, Rendsburg

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Studienausgabe 2014
(unveränderter Nachdruck der 3., erweiterten Auflage 2011)
© 2011 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe dieses Werkes wurde durch
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-26407-0

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-534-73833-5
eBook (epub): 978-3-534-73834-2

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Herausgeber](#)

[Impressum](#)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort: Figuratives Wissen

Vorwort zur dritten Auflage

Band, Kette	<i>Christian Strub</i>
Bauen	<i>Hannes Böhringer</i>
Berg	<i>Hartmut Böhme</i>
Bilden	<i>Käte Meyer-Drawe/Egbert Witte</i>
Blitz	<i>Alois M. Haas</i>
Erde, Grund	<i>Olaf Brieese</i>
Fließen	<i>Werner Stegmaier</i>
Gebären	<i>Christian Begemann</i>
Grenze	<i>Rüdiger Zill</i>
Hören	<i>Michael Moxter</i>
Körper, Organismus	<i>Susanne Lüdemann</i>
Kreuz	<i>Winfried Brugger</i>
Leben	<i>Christian Bermes</i>
Lesen	<i>Olaf Breidbach</i>
Licht	<i>Johann Kreuzer</i>
Maschine	<i>Bernd Remmele</i>
Meer	<i>Michael Makropoulos</i>
Netz	<i>Christian J. Emden</i>
Pflanze	<i>Theda Rehbock/Nele Schneidereit</i>

Raum	<i>Werner Köster</i>
Reinheit	<i>Dirk Mende</i>
Reisen	<i>Christiane Schildknecht</i>
Richten	<i>Peter L. Oesterreich</i>
Schlafen, Träumen	<i>Thomas Macho</i>
Schleier	<i>Patricia Oster</i>
Schmecken	<i>Astrid von der Lüche</i>
Schweben	<i>Reinhard Loock</i>
Sehen	<i>Gudrun Schleusener-Eichholz</i>
Spiegel	<i>Kristina Kuhn</i>
Sprechen	<i>Tilman Borsche</i>
Spur	<i>Thomas Bedorf</i>
Stehen	<i>Gerhard Gamm</i>
Streiten	<i>Andreas Urs Sommer</i>
Theater	<i>Claus Langbehn</i>
Tiefe	<i>Thomas Rolf</i>
Übergang	<i>Kurt Röttgers</i>
Übersicht	<i>Ralf Konersmann</i>
Weben, Spinnen	<i>Ellen Harlizius-Klück</i>
Weg	<i>Dirk Westerkamp</i>
Wohnen	<i>Axel Beelmann</i>
Namenverzeichnis	
Metaphernverzeichnis	
Auswahlbibliographie	
Abkürzungsverzeichnis	
Autorenverzeichnis	

Vorwort: Figuratives Wissen

Das *Wörterbuch der philosophischen Metaphern* hat einen einfachen, klar bestimmten Zweck. Es erläutert die Funktion von Sprachbildern in der Entfaltung des Denkens und des Wissens.

Das vorliegende Wörterbuch ist ein Nachschlagewerk, keineswegs aber ein Nachschlagewerk nur für Fachleute und Spezialisten. Zu seinen Adressaten zählt, neben den wissenschaftlichen Fächern, auch die sprachinteressierte Öffentlichkeit. Das *Wörterbuch der philosophischen Metaphern* versteht sich als Arbeitsinstrument, deshalb bietet jeder Artikel einen wissenschaftlichen Apparat und nennt weiterführende Literatur. Gleichwohl vertritt es weder ein exklusives Programm noch eine bestimmte Schule. Statt eine spezielle Methode schematisch umzusetzen, dokumentieren die versammelten Beiträge die Vielfalt der metaphorologischen Schwerpunktbildungen und Vorgehensweisen. Im Sinne einer Zwischenbilanz geben sie deren Leistungsumfang wieder und möchten zu weiteren, fächerübergreifenden Forschungen anregen.

1 Vorgeschichte – In seiner lexikalischen Form ist das *Wörterbuch der philosophischen Metaphern* ein Vorhaben ohne Beispiel. Nie zuvor ist der figurative Bestand des philosophischen Denkens repräsentativ erschlossen, noch nie ist der Bedeutungswandel bis in die unmittelbare Gegenwart hinein verfolgt und die vorstellungsleitende Funktion der Metaphern in einem Panorama spezifischer Entwicklungslinien komparativ erfaßt worden.

(1) *Vico* – Die Beispiellosigkeit des Projekts ist erstaunlich und erklärlich zugleich. *Erstaunlich* zunächst, weil Anregungen längst vorliegen. Das Bedürfnis nach einem Metaphernwörterbuch ist bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lautgeworden, mitten im Zeitalter der auch theoriesprachlich bewegten Aufklärung. Im Einleitungsteil zur dritten, posthum erschienenen Ausgabe seiner *Neuen Wissenschaft* von 1744 skizziert GIOVANNI BATTISTA VICO die Umrisse eines *vocabolario mentale*, das jene „phantastischen Allgemeinbegriffe“ (*generi fantastici*) und „Bilder“ (*immagini*) versammeln soll, die den Idiomen aller Zeiten zugrunde liegen und in denen, wie Vico in diesem 35. Capoverso weiter ausführt, „die ewige ideale Geschichte“ selber spricht. Daß sich die Aufmerksamkeit der Philosophie, wie hier bei Vico, der Sprache als ihrem bevorzugten Medium zuwendet, ist keine Geringfügigkeit. Von SOKRATES und SENECA bis zu HOBBS, BERKELEY und HEGEL reichen die Versuche, das Wissen der wahren Wissenschaft von dem abzusetzen, worin es sich darstellt, und Denken und Sprechen, *ratio* und *oratio* strikt getrennt zu halten. Der Geist soll sich frei entfalten, unbeirrt von den Bedeutungsschwankungen der Wörter und ungehindert von der Autorität der Schrift.

Vicos Erneuerung des philosophischen Denkens als Philologie schert aus dieser Traditionslinie aus. Die Sprache ist für ihn nicht nur das Mittel, das den Weg zur Wahrheit ebnet und zu diesem Zweck der logifizierenden Bearbeitung bedarf, sondern ein authentisches Zeugnis, das um ebendieser Qualität willen lexikalisch erschlossen werden soll. Vicos Auffassung ist voraussetzungsreich, aber in seiner Zeit alles andere als ungewöhnlich. Das Konzept der großen Philologie folgt der These der Sprachverwiesenheit des Wissens, die um die Wende zum 18. Jahrhundert so unterschiedliche Fragestellungen provoziert hat wie die Sprachursprungsforschung, die

Hermeneutik oder die Begründungsfähigkeit des Wissens rein aus Begriffen. Speziell die *Scienza nuova* verbindet dieses neue Vertrauen in die Aufschlußkraft der Sprache mit dem Gedanken, daß die historisch-empirische Vielfalt der Zeichen auf allgemeinen Merkmalen bildhafter Sprachformen beruht, aus deren Bestand diese Vielfalt entspringt und sich in Raum und Zeit erneuert. Offenkundig ist dieses Verhältnis als Wechselsebeziehung gedacht: Die unendliche Verschiedenheit sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten beruht demnach auf der Stabilität einiger weniger Elementarfiguren (*universali fantastici*), während umgekehrt dieses Reservoir ein Potential vorhält, dessen Dynamik die ganze Geschichte der menschlichen Sprachentwicklung übergreift.

Die Umwertung der Sprache von einem bloßen Instrument der Benennung äußerer Wirklichkeit zu einer kulturellen Tatsache, die eigene Wahrheitsansprüche geltend macht, manifestiert sich für Vico exemplarisch in der Metapher. Als „lichtvollste“ und zugleich „notwendigste“ aller Tropen (cap. 404) stellen Metaphern Ordnungsentwürfe für komplexe Situationen bereit und erbringen damit eine Orientierungsleistung, die sie der philosophischen Aufmerksamkeit besonders empfehlen. Die Betonung dieser Qualität macht Vico zum Antiplatoniker. Das System der Verweisungen, das die Metaphern stiften, existiert nicht als überempirische Systematik aus Ideen, sondern bezieht den ganzen Komplex seiner äußeren Voraussetzungen mit ein, und das ist – in der an dieser Stelle gebotenen Knappheit der Formulierung – das Orientierungsverlangen menschlicher Geistestätigkeit. Die Metapher, die Vico aufgrund der Vielfalt ihrer eidetischen, etymologischen, semantischen und epistemologischen Verweisungen an gleicher Stelle auch als „kleinen Mythos“ vorstellt, ist die treue Begleiterin des Selbsterfindungsprozesses, den die von Natur aus

„bedürftigen“ Menschen (cap. 819) am Beginn der Zeiten anstoßen mußten und seither vorantreiben.

Das konventionelle, die anthropologischen Bezüge in Reichweite rückende Argument der kreatürlichen Beschränktheit, demzufolge den zur Erlangung der vollen Wahrheit unfähigen Menschen mit der indirekten Auskunft von Bildern und Metaphern am besten gedient sei, ist hier vorausgesetzt, wird aber umgedeutet. Vicos *immagini* sind nicht mehr nur Verlegenheiten, sondern Auskunftsmittel, die von der „Natur der menschlichen Dinge“ künden und das Material für eine ganze „Metaphysik des menschlichen Geistes“ (cap. 347) bereitstellen. Die Metaphern bergen den wahren Reichtum des armen Wesens, das der Mensch von Natur ist. Was Vico den nachfolgenden Metapherntheorien mit auf den Weg gibt, ist vor allem diese Intuition: Die Metapher gewährt Einsichten in die Welt dieses Wesens, das, um sich in der fremden Wirklichkeit zurechtzufinden, der Kompensation seiner Schwäche durch Zeichen, Bilder und Symbole bedarf, in denen diese Wirklichkeit immer schon als die seine vor es hintritt. Die Metapher ist, mit einem Wort, eine Figur des Wissens.

(2) *Sulzer* – Für das Vorhaben eines *Wörterbuchs der philosophischen Metaphern* fällt an dieser Stelle eine hübsche Pointe ab, wie sie ein Ideenhistoriker alter Schule nicht treffender hätte ersinnen können: Der Kreis schließt sich.

Und doch ist die Vorgeschichte des *Wörterbuchs der philosophischen Metaphern* mit dieser Rekapitulation noch keineswegs ausgeschöpft. Vor allem jene letztgenannte Wendung der vichianischen Argumentation, derzufolge die metaphorischen Bestände als Anthropologica aufzufassen seien – als sprechende Dokumente, die von den Konditionen des Menschseins zeugen –, ist schon wenig später erneut Anlaß gewesen, ein philosophisches

Metaphernwörterbuch anzuregen. Auch hier, und schon in Kenntnis der großen *Encyclopédie*, gipfelt das Werben für die Ergiebigkeit des Metaphernstudiums im Plan einer lexikalischen Präsentation. Als Zeugnisse menschlicher Welt- und Daseinserfahrung, so der Schweizer Theologe und Ästhetiker JOHANN GEORG SULZER, seien die in die Sprache eingesenkten Bilder ideale Gegenstände, um den Scharfsinn, die Findigkeit und Einbildungskraft menschlicher Geistestätigkeit aufzuweisen. Das hatte schon Vico gesagt. Doch weit konkreter als dessen Gedankenspiel über Sinn und Zweck eines *vocabulario mentale* und zudem konzeptionell durchdacht, dürfte Sulzers Anregung von 1767 der erste seriöse Entwurf eines Wörterbuchs der philosophischen Metaphern sein, der überhaupt jemals vorgelegt worden ist.

Es ist bemerkenswert, wie weit der Vorstoß Sulzers konzeptionell auf die späteren, im Gefolge der sprachwissenschaftlichen Wende erfolgten Rehabilitierungen des Metaphorischen vorausgreift. Das gilt zunächst für das Verhältnis von Denken und Sprechen, das Sulzer – wie neben ihm JOHANN GOTTFRIED HERDER und wenig später auch WILHELM VON HUMBOLDT – für unauflöslich hält. Auf der Basis dieser Hauptthese regt Sulzer an, das sprachliche Zeugnis in seinen funktionalen Bezügen zu sehen. Es soll nicht nur Aufschluß geben über die Empirie der endlichen Vernunft, sondern auch über deren Wirkungsweise und Arbeit im Diskurs. Auf diese Weise kommen die Metaphern gleich zweifach in den Blick: Als „natürliche Zeichen“ markieren sie den Entwicklungsstand einer zeiträumlich begrenzten Sprachgemeinschaft, als Ausdrucksgestalten der Phantasie beleben sie die „Cultur des Verstandes“. Die Sprachnot, so Sulzer, läßt die Menschen zu Metaphern greifen, aber sie zwingt sie auch, die verbliebenen Möglichkeiten auszuschöpfen und die Formen des Ausdrucks zu vervollkommen. Die Philosophie ist für Sulzer ein fortgesetztes Sprachereignis, dessen

Wortfindungen das Denken beflügeln und sich in der Zeit zu einer nachträglich entzifferbaren Geschichte der Vernunft verdichten. Über Generationen hinweg füllt demnach die „Genealogie der Wörter“ ein Archiv, in dem die Geschichte des menschlichen Wissens gespeichert ist. Vor diesem in den hellsten Farben ausgemalten Hintergrund erscheint die Sammlung und verständige Ordnung der sprachbildlichen Zeugnisse als bare Selbstverständlichkeit. Zur Förderung einer fächerübergreifenden Allianz von *sciences* und *belles-lettres*, von „Philosophen“ und „schönen Geistern“, wirbt Sulzer für die Idee, „daß sich ein Philosoph des übermäßigen Ansehens, in welchem die Wörterbücher stehen, dazu bediente, ein Wörterbuch von den reichsten Metaphern zu liefern. Ein wohl ausgearbeitetes Werk von dieser Art, würde ein wahrer Schatz seyn, und ungemein viel zur Beförderung der philosophischen Kenntnisse in allen Gattungen beytragen.“ Vor allem zwei konzeptionelle Entscheidungen Sulzers verdienen hervorgehoben zu werden: Zum einen die Anerkennung der Metapher als legitime Sprachform der Philosophie sowie, zweitens, die Begründung der Metapherngeschichte als Quellenkorpus einer historischen Anthropologie.

(3) *Kant* – Die Wörterbuch-Initiative Sulzers ist verpufft und rasch vergessen worden. Es mag sogar sein, daß sie trotz der weitläufigen Erklärungen, mit denen der Schweizer Philosoph seine Anregung begleitet hat, auch von ihm selbst hauptsächlich rhetorisch gemeint war – als Provokation und als Weckruf, um den Anteil bildlicher Rede an der Genese des Wissens herauszustellen und für etwas zu werben, was man heute ein interdisziplinäres Projekt nennen würde. Jedenfalls war sich Sulzer der Widerstände, die sein Lob der Metapher hervorrufen mußte, durchaus bewußt. Und hier ist nun erneut der Punkt erreicht, von dem aus der Aufschub des Wörterbuch-Projekts um

zweieinhalb Jahrhunderte ebenso erstaunlich wie erklärlich erscheint: *erstaunlich* angesichts der konzeptionellen Vorleistungen, *erklärlich* angesichts der Abwehr, die der Einsatz metaphorischer Rede lange Zeit hervorgerufen hat. Die Vorbehalte der Rhetorikkritik sind Legion, sie reichen zurück bis in die Antike und sind noch vor nicht allzu langer Zeit mit solcher Vehemenz bekräftigt worden, daß sich der Gedanke an eine Würdigung durch lexikalische Präsentation von vornherein verbot.

Nehmen wir, als auch in diesem Fall beredten Zeugen, IMMANUEL KANT, der die klassischen Bedenken mustergültig aufgreift. Dem Denken seines Schülers Herder, der im übrigen mit den Schriften Sulzers vertraut war, legt Kant in seiner Rezension von 1785 die ganz und gar rhetorisch gemeinte Frage vor, ob nicht der „poetische Geist“ von ihm Besitz ergriffen habe, ob dieser Autor nicht von Äquivokationen verführt sei, ob er nicht die Differenz von schöner Literatur und Philosophie mißachte und ob, wie Kant nun seinerseits in szenischer Darstellung hinzusetzt, dieser Autor nicht kühne Metaphern und poetische Bilder verwende, um „den Körper der Gedanken wie unter einer *Vertugade* zu verstecken“, statt ihn – so die bemerkenswerte und offenbar auf CHARLES BATTEUX zurückgehende Gegenempfehlung – „wie unter einem durchscheinenden Gewande angenehm hervorschimmern zu lassen.“

Die Sorge Kants gilt der Grenze der Philosophie. Der Logos soll sich hüten, die Trennlinie zu mißachten, die das Fach von anderen Formen des Wissens und der Weltkenntnis unterscheidet, vor allem von der Literatur, der Religion und der Kunst. Die philosophische Kritik der Metapher gilt der bildlichen Evokation, die verborgene Sinnwelten heraufbeschwört, sie gilt der Durchsetzung fragwürdiger Autoritäten, denen sie den Anschein von Legitimität verschafft, und sie gilt schließlich der trügerischen Evidenz metaphorengeleiteter

Argumentationswege. Metaphern – so der von Kant erneuerte Einwand – beschreiben, sie beweisen nicht. *Figura non probat.*

Angesichts der Massivität der Einwände war es nur folgerichtig, daß die Rhetorikkritik von den Zeitgenossen als Unterlassungsgebot verstanden und beherzigt worden ist. Die Folgenlosigkeit der Initiativen Vicos und Sulzers wäre damit erklärt. Diese Lesart, in der die Philosophie sich im Namen des Begriffs und des Anspruchs auf Wissenschaftlichkeit einen Ikonoklasmus selbst verordnet, ist jedoch, wie mir scheint, allzu einseitig und vordergründig. Auch Kant ist in diesem Punkt keineswegs so eindeutig, wie es zunächst scheinen mag. Gewiß, auf der einen Seite greift seine Herder-Kritik einen alten Vorstellungszusammenhang auf, der den Weg der Erkenntnis als Folge von Entbergungen verständlich macht: die Vorstellung der nackten Wahrheit. Der Suggestivität der Szene folgend, wird die Metapher als sprachlicher Schleier vorgestellt, der beiseitegezogen und entfernt werden muß, damit die Wahrheit unverhüllt hervortreten kann. Die Standarderwartung bestätigt sich: Die Metapher ist der Sache in der Weise äußerlich wie auch das Kleid dem Körper äußerlich ist.

Doch Kant bleibt bei dieser Urszene des aufklärerischen Willens zum Wissen nicht stehen. Es gelte vielmehr, fährt er fort, den Gedanken „wie unter einem durchscheinenden Gewande angenehm hervorschimmern zu lassen“. Mit dieser Weiterführung wird das Bedenken variiert, und diese Variation ist entscheidend: Metaphern dürfen nicht nur sein, sie sollen auch sein. Ihre Domäne ist das Durchscheinende, die Zone des Übergangs zwischen vollkommener Opazität und reiner Transparenz. Der Schleier, von dem Kant an dieser Stelle spricht, ist nicht der Schleier der Natur, der die Evidenz der Wahrheit verbirgt, sondern der Schleier der Worte, der die unsichtbare Wahrheit sehen läßt und sprachlich enthüllt.

Ist diese Umwertung erst einmal vollzogen, ist zugleich klargestellt, daß der figurative Bestand der philosophischen Sprache mehr ist als nur Beiwerk, das überwunden werden muß. Auch aus philosophischer Sicht verlangt die Metapher nach einer eigenen, ihrer diskursiven und semantischen Pragmatik angemessenen Erörterung.

In seiner *Kritik der Urteilskraft* hat Kant zu dieser Erörterung aufgerufen und die Form des Begriffs mit der Emanzipation der Anschauungsfunktion konfrontiert. Entscheidend ist hier die Überwindung jener habituellen Ausschließung, die zum Entscheid zwischen begrifflicher und bildlicher Rede drängt, und ihre Ersetzung durch ein Modell der Kohabitation. Gerade weil den Vernunftbegriffen („Gott“, „Welt“, „Freiheit“) eine bildliche Anschauung im Sinne vollkommener Adäquatheit niemals entsprechen werde, bedürfe es besonderer Metaphern, argumentiert Kant, die er in der Sprache seiner Zeit „Symbole“ nennt. Der Einsatz dieser Sprachzeichen ist durch die Vorgabe der gemeinsamen Regel gerechtfertigt, nach der sie selbst sowie der durch sie bezeichnete Gegenstand „zu reflektieren“ ist. Die Metapher, von der in diesem § 59 die Rede ist, dient dem Verstehen nicht durch die Evidenz einer prompt einleuchtenden Anschauung, sondern dadurch, daß sie dazu auffordert, die Stimmigkeit des Weltbegreifens selbsttätig zu erzeugen. Diese Metaphern evozieren, was ROLAND BARTHES den *effet de réel* genannt hat. Sie operieren nicht bestätigend und illustrativ, sondern schöpferisch und gestaltgebend. Obwohl Kant am Uneigentlichkeitsvorbehalt gegenüber der bildlichen Rede festhält, um gefährliche, durch Scheinevidenzen nahegelegte Fehlschlüsse zu vermeiden, ist doch klar, daß mit der aufschließenden Funktion der Metapher eine neue Qualität zur Geltung gebracht ist. Auf engstem Raum entwirft Kant die Perspektive einer genuin philosophischen Zweckbindung der Metapher und rückt die entschlossene

Erweiterung, ja Umkehrung jener Faustregel in den Blick, wonach Metaphern Begriffe nicht ersetzen können. Die Metaphern, von denen Kant an dieser Stelle spricht, widerstehen der Terminologisierung, weil sie selbst bereits terminologisch sind. Sie sind dem Denken nicht äußerlich, wie die seit Cicero tradierte Metaphernmetaphorik der „Kleidung“ suggeriert, sondern gehören dem Gegenstand in dem Sinne zu, daß wir ihn nur haben durch die Metapher und in der Konsequenz ihrer bildlichen Gestalt. Von dieser Bestimmung herkommend, läßt sich nun sagen: Metaphern können Begriffe nicht ersetzen, denn es gibt kein Denken ohne Begriffe; aber es genügt nicht, Begriffe zu haben, um zu denken.

2 Konzeption – Die Bedeutung dieser Vorleistungen für die Metapherngeschichtsforschung dürfte schwerlich zu überschätzen sein. Sie liegt darin, der Rationalität der Metapher die so lange verweigerte Anerkennung, wie sie bereits Vico und Sulzer gefordert hatten, nun endlich auch argumentativ erschlossen zu haben. Seither wendet sich die Philosophie den eigenen, in vermeintlich gesicherten Gedankenbahnen verborgenen Voraussetzungen zu und entdeckt als ihre neue Aufgabe die Auseinandersetzung mit den Imaginationswelten, die das Wirken der Vernunft vorgreifend strukturieren. Damit ist nun neben der Rhetorik und der Poetik auch die Philosophie aufgerufen, bei der Arbeit an der Metapher ihren Anteil zu leisten.

(1) *Intrakulturalität* – Kant ist sich der Gewagtheit seiner Grenzverschiebung bewußt gewesen. Das „Geschäft“ der symbolischen Praxis, für das er auch den alten Begriff der Hypotypose anbietet, habe „eine tiefere Untersuchung verdient“, versichert er, es sei aber hier „nicht der Ort, sich dabei aufzuhalten“. Für lange Zeit war dies ein letztes Wort. HEINRICH VON KLEIST hat die von Kant geteilte Skepsis gegenüber der Rhetorik als Rückzug in die Isolation

einseitiger Beschränktheit gedeutet und aus ihr ebenjenen Bruch zwischen den künstlerischen, wissenschaftlichen, literarischen und philosophischen Formen des Wissens herausgelesen, dem Sulzer mit seinem Wörterbuchprojekt hatte zuvorkommen wollen. Jenseits der Jahrhundertgrenze wird nun der Eindruck unabweislich, daß das integrative und, wenn man so will, transdisziplinäre Wissensmodell der frühen Metaphorologen dem Druck der Partikularisierung nicht standgehalten hat. Die Menschen ließen sich „in zwei Klassen abteilen“, so lautet der am 10. Dezember 1810 in die *Berliner Abendblätter* eingerückte Bescheid: „in solche, die sich auf eine Metapher und 2) in solche, die sich auf eine Formel verstehn. Deren, die sich auf beides verstehn, sind zu wenige, sie machen keine Klasse aus“.

Bei dem Verzicht auf ein Vorhaben, dessen Zweckmäßigkeit soeben noch offenkundig gewesen war, ist es lange Zeit geblieben. Die Standards der Rhetorikkritik erwiesen sich als übermächtig. Sie verloren erst an Gewicht, als zahlreiche Einzelwissenschaften und mit ihnen auch die Philosophie daran gingen, den sprachlichen Status des Denkens und Wissens zu analysieren. Die Tragweite der sprachwissenschaftlichen Wende, deren Folgen seit Mitte des 20. Jahrhunderts zunehmend deutlich geworden sind, war außerordentlich. Sie zeigte sich in den Analysen des Sprachgebrauchs, die in den angelsächsischen Ländern Verbreitung fanden, aber auch in den Initiativen des Strukturalismus, in der *analyse des discours* sowie in der postheideggerianischen Hermeneutik. Obwohl die speziellen Theoriewege vor dem Hintergrund nationaler Traditionen verstanden werden müssen, deren spezielle Blickführungen bis heute nachwirken, kommen sie doch in der Gemeinsamkeit überein, die Sprachlichkeit des Weltverhältnisses als Ausgangsproblem zu begreifen. Weit nachdrücklicher als in der Vergangenheit, als die Strategien der Marginalisierung zunächst die Oberhand behielten, sind diese Fragestellungen inzwischen von

einem breiten Interesse an diskursiven Prozessen, an den Formen des Wissens und deren Implikationen getragen, die längst den Horizont eines europäischen Bildertransfers haben hervortreten lassen. Europa, mit diesen Worten leitete HARALD WEINRICH vor Jahren die Rehabilitation des Rhetorischen und speziell den Einstieg in die „diachronische Metaphorik“ ein, sei eine „Bildfeldgemeinschaft“. Man mag darüber streiten, ob so elementar orientierende Metaphern wie „Kreis“, „Licht“ oder „Weg“ sich durch die erklärte Beschränkung auf europäische Denktraditionen angemessen beschreiben lassen, wird aber auf der anderen Seite nicht übersehen dürfen, daß die Konvention der wortmonographischen Darstellung jenes unsichtbare, das einzelne Motiv umschließende Gespinst schon kaum mehr erfaßt, aus dem die Pathosformeln kultureller Zugehörigkeit hervorgehen. Solche Sorgen beschäftigen deshalb das spezielle Vorhaben einer lexikalischen Präsentation, die ja keineswegs als ein letztes Wort verstanden werden will, zunächst nur am Rande. Das Hauptinteresse der historischen Analysen gilt nicht der Inventarisierung der Zeugnisse und Belege, sondern dem Versuch, die „kognitiven Ansprüche der Metapher“ (MARY B. HESSE) und überhaupt das Aussagepotential der Figuren „nicht-propositionaler Erkenntnis“ (GOTTFRIED GABRIEL) in theoretischen Texten aufzuweisen und ihren Leistungsumfang zu erschließen.

(2) *Metaphorologie* – Bahnbrechend für diese Fragestellungen war das Werk eines Philosophen, der vor gut fünfzig Jahren, damals noch am Beginn seines akademischen Werdegangs, das zu dieser Zeit in seiner vollen Tragweite noch gar nicht absehbare Projekt der „Metaphorologie“ ins Leben gerufen hat. Ich spreche von HANS BLUMENBERG. Auffällig wurde Blumenbergs rhetorische Passion in der längst legendären Abhandlung über das *Licht als Metapher der Wahrheit* von 1957. Ende

der siebziger Jahre setzte dann die Publikation eines Aufsatzes über die Theorie der Unbegrifflichkeit eine weitere konzeptionelle Zäsur. War die Metaphernanalyse anfangs als Ergänzung der philosophischen Begriffsgeschichte gedacht gewesen, um eine philosophische Theorie der Metapher lediglich anzudeuten, so veränderte der *Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit* von 1979 die Situation entscheidend. Die Arbeit an der Metapher sah sich nun in den weiteren Zusammenhang der Frage gestellt, welche Voraussetzungen denn überhaupt den Durchsetzungserfolg und die Beharrungskraft der einschlägigen Sprachbilder in Philosophie und Wissenschaften begünstigen. Die seinerzeit angeregte Schärfung der Aufmerksamkeit für das lebensweltliche Wurzelwerk geistigen Abstrahierens, für den „Motivierungsrückhalt aller Theorie“, ist inzwischen vielfältig aufgegriffen und in zahlreichen metapherngeschichtlichen Einzelstudien fruchtbar gemacht worden. Auch das *Wörterbuch der philosophischen Metaphern* steht in dieser Tradition, es ist Bestätigung und Reverenzerweis zugleich. Obwohl etwas derartiges niemals vorgesehen war, fügt sich das Panorama der Einzelbeiträge nun zu einer Hommage an Hans Blumenberg. Im übrigen bestätigt die Originalität des Zugriffs, die jeder der nachfolgenden Einzelartikel für sich in Anspruch nehmen darf, was in so konsequenter Durchführung nicht zu erwarten war: daß die Rezeption der originalen Metaphorologie weder eine Sache der lautstarken Proklamation noch der akribischen Imitation sein kann, sondern nur eine Sache der subtilen Fortentwicklung.

Als Verfahren der Rückübersetzung philosophischer Bildersprache in eine „eigentliche“, begriffssprachlich definierte Bedeutung wäre die Metaphorologie gründlich mißverstanden. Zwar leugnet sie keineswegs, daß Metaphern „Restbestände“ sein können, die sich durch definitionsfreudigere Sprachformen – vornehmlich also

durch Begriffe – ersetzen lassen. Daneben aber treten jene von Kant als „Symbole“ apostrophierten Sprachbilder auf, die ihre philosophische Pointe darin haben, aufgrund ihrer begriffsadäquaten Funktion transformationsresistent zu sein. Solche Metaphern, von anderen Autoren auch „radikale Metaphern“ (ERNST CASSIRER), *root metaphors* (STEPHEN C. PEPPER), *generative metaphors* (MAX BLACK) oder *métaphores vives* (PAUL RICŒUR) genannt, sind „Grundbestände“ oder, wie Blumenberg auch sagt, „absolute“ Metaphern und bieten als solche besondere Anlässe philosophischer Reflexion. Blumenberg setzt die von Vico über Sulzer und Kant verlaufende Linie fort, wenn er die Metapher als die spezifische Ausdrucksgestalt des endlichen Wesens begreift, das unter dem Druck befristeter Lebenszeit gehalten ist, sich in den Grenzen seiner Situation einen Reim auf die Welt und die Ordnung der Dinge zu machen. Das Dasein im Provisorium motiviert den Griff zur Metapher – und umgekehrt: Die Metapher gewährt Aufschluß über das Dasein im Provisorium. Die Grundlagen des Logos sind demnach nicht rein logisch, sie sind anthro-po-logisch verfaßt. Der Sammelname „Unbegrifflichkeit“ umgreift die hypothetische Summe der Zeugnisse für „die Ubiquität des Menschlichen“, das sicherzustellen Blumenberg – wohl nicht zufällig in einer Rede über Ernst Cassirer – als „elementare Obligation“ der philosophischen Arbeit bestimmt hat.

Rückt Blumenberg also einerseits ab vom Romantizismus der Unversehrtheit, von der emphatischen Hinwendung zu einer irgendwie rückholbaren „Unbefangenheit genuinen Ausdrucks“, so distanziert er sich zum anderen und ebenso entschieden von jener Art der Motiv-, Stoff- oder Toposgeschichte, die ihr Material auf einen zeitlos durchgehaltenen Bestand elementarer Grundfiguren zurückführen möchte und in thematischer Reihe sortiert. Nicht Identität und Konstanz sind die Leitbegriffe metaphorologischer Rekonstruktion, sondern Zeitlichkeit

und Differenz. Historisches Verstehen verwirklicht sich für sie im Auflesen einer Bedeutung, die erst in der Verbindung mit dem vom rückblickenden Kommentar zu gewährenden Vorausblick auf das, was ihr durch Kritik und Rezeption faktisch zuwuchs, zu dem wird, was sie ist. Indem aber die Metaphorologie selbst nur eine, nämlich die jüngste Stufe in dem von ihr erschlossenen Prozeß ist, kommt sie niemals an den Punkt, ihren Lesern so etwas wie das Eigentliche des Bedeutens in seiner ursprünglichen Gestalt zu enthüllen. Die Metaphorologie zeigt die Selbstgegebenheit des Materials in der unüberbietbaren Vorläufigkeit seiner sprachlichen Präsenz, und sie selbst ist es, die so etwas hervorbringt wie Metaphern in Geschichten.

Metaphern, das wäre der Befund, indizieren Kontingenz – und sie kompensieren Kontingenz. Ihr Aufkommen oder Verschwinden, ihre Auffrischung oder Erstarrung läßt sich im einzelnen beschreiben und zu erzählbaren Geschichten verknüpfen, doch die Eindeutigkeit einer lexikalischen Norm springt nicht dabei heraus. Das ist der Grund, weshalb sich philosophische Metapherngeschichten nicht vollständig, und das hieße ja: zu Ende erzählen lassen. Bestätigen die relative Konstanz und die erstaunlich klar bestimmbare Kanonik den Rahmen der intrakulturellen Bildfeldgemeinschaft, so illustriert andererseits der permanente Wandel der Besetzungen und Ausdeutungen, daß bildliche Redeformen – wie auch die Begriffe – der Veränderung in der Zeit unterliegen. Metaphern, auch absolute Metaphern, haben Geschichte. Ihre Formbarkeit gestattet wechselnde Inanspruchnahmen, Ergänzungen, Unterschlagungen und Deformationen, in denen die Leistungsstärke des jeweiligen Sprachbildes ebenso zutage tritt wie seine Leistungsgrenze. Gemeinsam reagieren Metaphern auf Fragen, die wir haben, aber ohne letzte Gewißheit beantworten müssen; sie verkürzen Erkenntnisprozesse, deren Ausgang wir nicht abwarten

können; und sie ersetzen Evidenzen, über die wir nicht und vielleicht auch niemals verfügen.

3 Durchführung – Halten wir fest: Die philosophische Metaphernanalyse reflektiert die Sprache des Wissens und seiner Geschichte, wie sie in Texten dokumentiert ist. Ihr deskriptiver Gestus verzichtet auf die Übernahme jener Einschließungen und Ausgrenzungen, wie sie das begriffsorientierte Denken bei der Bewältigung seines Pensums vornehmen muß. Wo dieses die philosophische Sprachwelt willkürlich beschränkt und auf die Konventionen der theoretischen Sprache zurücknimmt, insistiert die Metaphorologie auf der Zeugniskraft des Unbegrifflichen.

Die damit angebahnte Aufmerksamkeitsverschiebung wendet sich auf dem Umweg über die Metapher auch auf die Entstehung philosophisch-wissenschaftlicher Sprachformen zurück. Die Chance besteht darin, das vom jungen NIETZSCHE in kühnen Strichen vorweggenommene Programm einer Genealogie des Wissens und seiner Formen aufzunehmen und an die kulturelle Praxis der Begriffsbildung heranzukommen. Und umgekehrt: Ganz ebenso zeichnet diese Aufmerksamkeitsverschiebung die historische Ablösung von „eigentlicher“ und „uneigentlicher“ Bedeutung nach, die Verselbständigung der sprachbildlichen Übertragung bis hin zu der fragwürdigen, das Potential des metaphorischen Spiels unterbietenden Konsequenz einer Blockade der Begriffsform. Die weltbildkonstituierende Funktion der Metapher ist keine Beiläufigkeit, sie bedarf der sorgfältigen Rekonstruktion und des kritischen Urteils. Nichts liegt deshalb dem philosophischen Metaphernforscher ferner, als Metapher und Begriff gegeneinander auszuspielen. Metapher und Begriff koexistieren im Modus funktionaler Differenz. Aus dieser Vorbedingung ergibt sich das zentrale, das genuin *philosophische* Anliegen der

philosophischen Metaphernforschung. Sie will erläutern, wie die Begriffe und wie überhaupt jene Formen des Weltbegreifens Kohärenz gewinnen, die in der Summe den Reflexionsraum des theoretischen Weltverhältnisses ausmachen.

Eine lexikalische Erfassung philosophisch einschlägiger Metaphernbestände hat Blumenberg wohl niemals erwogen. Und wie auch: Was seine metapherngeschichtlichen Schürfarbeiten zutage förderten, war zumeist viel zu ausladend und umfangreich, um in der disziplinierten Form eines Wörterbuchartikels Platz zu finden. Folgerichtig brachte Blumenberg auch keine Einwände vor und enthielt sich ganz bewußt der Stimme, als JOACHIM RITTER im ersten Band des *Historischen Wörterbuchs der Philosophie* mit Hinweis auf das metaphorologische Parallelprojekt feststellte, aus Kapazitätsgründen auf die Aufnahme von Metaphern in die Nomenklatur verzichten zu wollen. Die Absage Ritters war pragmatisch, nicht prinzipiell gemeint. Wie wenig fremd dem Neugründer der philosophischen Begriffsgeschichte der metaphorologische Blick gewesen ist, zeigt eine resümierende Einsicht, in der er, Jahrzehnte vor der eigenen Wörterbuch-Initiative, ein Referat über die Symboltheorie seines Lehrers Ernst Cassirer hatte gipfeln lassen: „Wir müssen den Logos verlassen, um ihn zu verstehen.“ Dieser eine, unscheinbare Satz des Jahres 1932 widerruft die ganze platonischidealistische Tradition der Begründung des Denkens aus dem eigenen Ursprung heraus. Selbst der genuin neuzeitliche, von FRANCIS BACON in seinem Essay über die Wahrheit angemahnte und dann von Kant systematisch durchgeführte Versuch, die Letztinstanzlichkeit der Vernunft dadurch zu retten, daß sie als Richterin über sich selbst auftritt, wird in den dezidiert modernen Konzepten der Historischen Semantik abgelöst durch den Gedanken, daß die Vernunft sich um ihrer selbst willen von sich freimachen und sich den kulturellen

Tatsachen zuwenden muß, die sie mit ihren eigenen, äußeren Voraussetzungen konfrontieren. Für Begriffsgeschichte und Metaphorologie ist die damit vollzogene Öffnung des Vernunfttraums gleichermaßen grundlegend, und es ist diese Gemeinsamkeit sowie die offen zum Ausdruck gebrachte Respektsbezeugung der beiden Inauguratoren, die sinnfällig macht, was auch heute noch allen Beteiligten klar ist: Begriffs- und Metapherngeschichte stehen in einem Verhältnis wechselseitiger Ergänzung, nicht in einem Verhältnis der Konkurrenz oder der Alternative.

*

Nach dieser Positionsbestimmung auf der Karte des neueren Philosophierens möchte ich nun den Fokus stark verengen und, aufbauend auf den referierten Überlegungen, drei konzeptionelle Grundsätze des vorliegenden Wörterbuchs vorstellen. Sie betreffen den Metaphernbegriff (1), das Leistungspotential der Metaphern (2) sowie schließlich den Status der lexikalischen Präsentationsform (3) selbst.

(1) *Metaphernbegriff* – Was sind Metaphern und wie funktionieren sie? Wenn wir von der Empfehlung des philosophischen Autors hören, den „Körper der Gedanken wie unter einem durchscheinenden Gewande angenehm hervorschimmern zu lassen“, so irritiert daran gleich mehreres: Das Aggregat der Körperlichkeit, das dem Denken zugeschrieben wird, aber auch die interpolierte Sichtbarkeit, die den Einsatz von verhüllenden Gewändern recht eigentlich erst motiviert. Wir haben es also gleich mit drei Bildfeldern zu tun: mit „Körpern“ und „Schleiern“, dazu, gleichsam vermittelnd, mit dem „Sehen“ (hier kausativ gefaßt als ein „Sehen lassen“). Auffällig werden diese Sprachformen, weil sie stören. Die Metapher

enttäuscht die durch den thematischen Kontext geweckte Darstellungserwartung sprachlicher Präzision, erschüttert aber auch die Herkunftsbedeutungen des Bildfeldes selbst. Daß Gedanken Körper haben, ist überraschend, vielleicht auch neu, vor dem Hintergrund der mitgebrachten Vorstellungsgewohnheiten jedenfalls kontraintuitiv. Der auf diese Weise erzielte Effekt ist exemplarisch: Die Metapher fungiert als Regelverstoß, der sein Potential im Gebrauch ausspielt, also über die Aufmerksamkeitserregung in der sprachlichen, durch Konvention stabil gehaltenen Umgebung. Wie diese Wirkung zustande kommt, zeigt der Fall des Gewandes, das zugleich ein Schleier ist. Die Körperlichkeit des Gedankens suggeriert seine Sichtbarkeit, ja Greifbarkeit, die der distanzschaffende Schleier sogleich als unangemessen widerruft. Gedanken sind demnach etwas, das weder ganz nackt noch vollkommen verhüllt vor uns steht, sondern wie hinter Schleiern zugleich dargeboten und entzogen ist. Kühn zur Interpretation schreitend, können wir vielleicht so weit gehen zu sagen: Kants Szene ist eine kleine, fein komponierte Parabel über das metaphorische Sprechen in der Philosophie.

Metaphern erkennen wir daran, daß sie stören, daran also, wie DONALD DAVIDSON pointiert, daß sie „normalerweise falsch“ sind. Der Unterschied zwischen Metapher und Vergleich sei der, daß der Vergleich wahr (*true*) ist, die Metapher aber falsch (*false*). Dieser Befund läßt sich mühelos bestätigen: Gedanken haben keine Körper, und auf der Ebene der buchstäblichen Bedeutung ist nichts abwegiger als die Vorstellung, die Figuren des Wissens kämen „nackt“ daher oder auch „bekleidet“. Daß die Aussage dennoch hingenommen werden kann und wir sie nicht sogleich als Unfug abtun, liegt daran, daß wir die Unstimmigkeit überwinden und das, was die Metapher „sagt“, als Hörer und Leser selbst erzeugen. Wir sind die Komplizen des metaphorischen Geschehens, unsere

Rezeptionskompetenz und Kombinationsgabe vollenden den Effekt. Wie von der Ironie darf auch von der Metapher gesagt werden: Sie will nicht geglaubt, sie will verstanden sein.

Metaphern sind Einladungen zur Interpretation, ja, bestimmter und umfassender noch: Sie zeigen die Welt im Horizont ihrer Deutbarkeit. Allerdings fordern sie dieses Interpretieren nicht lediglich heraus, sie helfen ihm auch auf die Sprünge. Das Wissen, das die Metaphern vermitteln, ist das Ergebnis einer kulturellen Praxis sprachbildinduzierten Weltverstehens, und es ist die Aufgabe der philosophischen Metaphernanalyse, diese für gewöhnlich stillschweigend erfolgende, in die Schächte des kulturellen Unbewußten abgedrängte Aktivität am ausgesuchten Beispiel vorzuführen und bewußtzumachen. Metaphernanalyse, erst recht in ihrer philosophischen Pointierung als Metaphorologie, ist zweite, ist potenzierte Reflexion. Das Pensum des *Wörterbuchs der philosophischen Metaphern* ist damit abgesteckt. Es will die metaphorische Bedeutung weder auflösen noch übersetzen (und damit erübrigen), sondern Funktionen erkunden und Effekte beschreiben (und damit der Kritik zuführen); es will Konventionsbildungen skizzieren, Brüche erläutern und all die Einzelschritte des „Umverstehens“ (Blumenberg) aufzeigen, die metaphorisches Wissen generieren und freisetzen. Anlage und Konzeption des Wörterbuchs versuchen diesen Vorsätzen zu entsprechen. Um die Komplexität der Wirkungszusammenhänge präsent zu halten, sind Lemmata wo immer möglich verbalisiert: also „Bauen“ und nicht „Gebäude“, „Gebären“ und nicht „Geburt“, „Richten“ und nicht „Gericht“. Die Verbalform signalisiert den Bezug auf ein Denken in Bewegung. Jede Metaphernanalyse ist eine Analyse von Metaphern in den materialen Bezügen ihres praktischen Gebrauchs.

Wiederholt war soeben von „Bild“ und „Szene“ die Rede. Die Frage ist aber: Sind Metaphern „Bilder“? Ich meine: ja.

Bereits Sulzer nennt die Metapher ein Bild, welches durch Worte hervorgebracht werden kann. Die Abwehr der Bilderthese ist gleichwohl vehement, und sie hat eine lange Tradition. Sie entspringt dem Bedürfnis, die Gefahr einer Ontologisierung des Bildspenders abzuwehren. Demnach ist die metaphorische Funktion unabhängig davon, ob unser inneres Auge über bildliche Vorstellungen verfügt oder nicht. Die Metapher, argumentiert IVOR ARMSTRONG RICHARDS, ist kein Bildereignis, sie ist ein Sprachereignis. Dem kann man nur zustimmen. Der sprachliche Kontext der Aussage ist es, der das Wort überhaupt erst zur Metapher macht und das Bedeutungspotential freisetzt. Andererseits, so scheint mir, ist die seit der frühen Neuzeit geläufige und auch für Vico selbstverständliche Auffassung der Metapher als *imago*, als *image* oder auch als „Anschauungsform“ keineswegs zufällig entstanden. Die Bildlichkeit, die hier gemeint ist, darf allerdings nicht als Abbildlichkeit verstanden werden, sondern als funktionale Entsprechung einer visualisierten Struktur. Der damit aktualisierte Bildbegriff ist gebrochen und entschieden (ab-)bildkritisch. Ich erinnere daran, daß schon Kant diesen Selbsteinwand und seine latente Paradoxie offen ausstellt: Das Symbolische ist „untergelegte“ Anschauung dort, wo – wie Kant in jener Passage seiner *Kritik* hinzufügt – „keine sinnliche Anschauung angemessen sein kann“. Ich leite aus dieser Erläuterung die These ab, daß Metaphern das Gesetz der Darstellung durch die Einführung von Regeln konterkarieren, die sich zwar auf der Ebene der Sprache entfalten, deren Gesetz aber im Prinzip ikonisch ist. Die gleichsam aus der Gegenrichtung kommende Anregung, die GOTTFRIED BOEHM im Anschluß an ARTHUR C. DANTO gegeben hat, nämlich Bilder als Metaphern zu verstehen, scheint mir diese Auffassung zu bestätigen. Boehms Bildmetapher stützt die Vermutung, daß Metaphern nonverbal, nämlich als Zeichen agieren können (also auch als gestische, als musikalische, als filmische Metaphern),

um das außersprachliche Potential in den Raum der Sprache hineinzuziehen und dort zu entfalten. Ebendieser Zusammenhang und speziell der Faktor der „ikonischen Differenz“ liefert eine weitere Begründung dafür, weshalb zu den Metaphern, von denen in diesem Wörterbuch die Rede ist, bedeutungsäquivalente Ausdrücke normalsprachlicher oder begrifflicher Art nicht verfügbar sind, ja weshalb sie, wie besonders sinnfällig der „Blitz“ oder der „Schleier“, das „Bilden“ oder der „Übergang“, als nicht weiter ableitbare Metaphorisierungen des Metaphorischen selbst auftreten können. Die Unvermitteltheit des Metaphorischen ist Unvermittelbarkeit.

(2) *Der metaphorische Effekt* – Was leisten Metaphern? Wie operieren Metaphern im Text? Metaphorisches Wissen ist Orientierungswissen, es gibt vor, wie wir uns fremde, unzugängliche, überkomplexe oder anderweitig der Evidenz entzogene Sachverhalte denken. Diese Leistung ist aber, wenngleich geläufig, ihrerseits komplex. In dem gegebenen Beispiel hat die Metapher irritiert, weil es konventionswidrig ist, Gedanken Körper zuzuweisen. Diese Beobachtung ist verallgemeinerbar. Metaphern *irritieren*, indem sie konventionelle Erwartungen gezielt verletzen und auf diese Weise der Sprache, die doch allen gemeinsam ist, idiomatische und sogar idiosynkratische Äußerungen gestatten. In der Regel beeinträchtigt der so erzeugte Konflikt den Zweck der Mitteilung keineswegs. Im Gebrauch der Sprache wirkt die Strapazierung der Norm als Appell, bei der Situation blanken Unverständnisses nicht stehenzubleiben. Die Wiederherstellung einer neuen Stimmigkeit verlangt unsere Mitarbeit, bei der wir die neben der Irritation zweite und in gewissem Sinn gegenläufige Hauptfunktion des Metaphorischen verwirklichen: die Konsolidierung. Metaphern *konsolidieren*, indem sie Aussagen und Begriffe in einen

neu gestifteten Zusammenhang einbinden und vorgreifend den Weg der Argumente abstecken. Haben wir erst einmal die Vorstellung zugelassen, daß Gedanken Körper haben, lassen sich diese Körper auf verschiedene Weise konkretisieren, sagen wir: als Elemente organisch strukturierter Ordnungen. Die Anschlußphantasie wird möglich, daß Gedanken sich entwickeln, im Fluß sind (einander „beeinflussen“) oder auch Gebäude bilden, die dann Aufbauten, Anbauten, Überbauten zulassen, wobei wir freilich gewärtigen müssen, daß nach der schließlich erreichten Festigung der Fundamente an Bewegungen des Denkens kaum noch zu denken ist.

Ich nenne diese Bildfelder wie das „Fließen“ oder das „Bauen“, wie „Richten“, „Schweben“ und „Wohnen“ *Titelmetaphern*, und im *Wörterbuch der philosophischen Metaphern* sind ausschließlich Bildfelder dieser Qualität vertreten. Eine Titelmetapher überschreibt einen kohärenten Vorstellungszusammenhang, der durch das Titelwort vorgegeben ist und dessen konkrete Gestalt zeiträumlich variieren kann. Die Tatsache, daß Metaphern Geschichte haben, ergibt sich zum einen aus der Vielfältigkeit ihres Gebrauchs in Texten, zum anderen aus dem Wandel der Bildvorstellung, die ihnen assoziiert sind. Das zeigt sich am deutlichsten da, wo Artefakte in assoziative Reichweite gestellt sind. Was „Spiegeln“ heißt, wird, sofern dabei nicht ausschließlich an Wasserflächen gedacht ist, im Detail durchaus variieren, je nachdem, ob dabei, wie in der Antike, polierte Stein- und Metallflächen im Spiel sind oder, wie in der frühen Neuzeit, konvexe Glaskörper, oder schließlich, wie seit dem 18. Jahrhundert, großflächige Standspiegel, die jetzt erstmals erschwinglich sind und jedermann die Gesamtgestalt seiner körperlichen Erscheinung vorstellig machen. Ähnlich evident sind diese Zusammenhänge im Fall der „Maschine“ oder des „Webens“, also bei *textum*. Wir haben es durchweg mit mentalen Voraussetzungen, mit Vorstellungen und

Einstellungen zu tun, die in Auseinandersetzungen mit der Welt der Dinge konkret werden. Entscheidend ist aber nicht die metaphorische Korrelation zwischen „Bild“ und „Gegenstand“, sondern die Korrelation zwischen „Bild“ und „Vorstellung“, wobei hier gemeint sind jene Weltmodelle und Überzeugungen, die einer jeweiligen Sprechergemeinschaft gemeinsam sind und ihre Gemeinschaftlichkeit, und das heißt in diesem Zusammenhang: ihre Kultur definieren. Die von Vico bis Blumenberg herausgestellte anthropologische Valenz der Rhetorik bestätigt sich hier. Die Wahrheit der Metapher ist nicht referentiell, sie ist intersubjektiv, und ihre Geschichte ist die Geschichte ihres Gebrauchs im Rahmen kulturell definierter Verwendungsbezüge.

Titelmetaphern greifen aber nicht nur auf sachgeschichtliche und kulturhistorische Bezüge aus. Ihre Textfunktion, die auch die Bezeichnung „Titel“ rechtfertigt, besteht darin, einen imaginativen Raum zu entwerfen, ein *champ sémantique* im Sinne PAUL ZUMTHORS, dessen Aussagemöglichkeiten durch die Bildlogik des Titelwortes vorgreifend umgrenzt sind. Die Pragmatik der Metaphern erfüllt sich in dieser anleitenden Funktion, die der Regel folgt, über welche Gegenstände wie zu reden sei. Es handelt sich um eine Wirkungsweise, die sprachphilosophisch als „geregelte Polysemie“ verhandelt wird. Gemeint sind damit diejenigen Sinnressourcen, die faktisch aktualisiert werden, im Gegensatz zu solchen, die im Stadium der „semantischen Virtualität“ und somit in der Latenz verbleiben. Unter Berufung auf SAUSSURE und JAKOBSON hat Ricoeur von einem metaphernspezifischen „Sinneffekt“ gesprochen, den die aktuelle Rede vor dem Hintergrund bestimmter Aussagemöglichkeiten hervorbringt. Wir können hier beobachten, wie sich die Zweideutigkeit metaphorischer Wirkung, das Schwanken zwischen Irritation und Konsolidierung, auf pragmatischer Ebene wiederholt. Metaphern *begrenzen* den Horizont des